



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Litteratur

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

lediglich Sache der Auslegung sein, wobei der Sprachgebrauch des Gebers ins Gewicht fallen könnte.

Wir bemerken hierzu, daß die betreffende Nachricht über die angebliche Entscheidung des Reichsgerichts Ende Januar oder Anfang Februar fast durch die gesamte Tagespresse gegangen ist, und zwar in zweierlei Fassung, in einer allgemeinen, ohne nähere Angabe des Falles, und in einer besondern, die den Fall auf den Eintritt der Eidesmündigkeit zuspitzte. Die zweite Fassung ist uns leider erst zu Gesicht gekommen, als unsre Notiz „Der große Logiker“ schon gedruckt war. Aus der eben mitgetheilten Aufklärung ergibt sich, daß die Worte, aus denen die Zeitungen eine Entscheidung des Reichsgerichts herausgelesen haben, an der betreffenden Stelle der Reichsgerichtsentscheidung ein unnötiger Zusatz und für die Entscheidung der Rechtsfrage selbst ohne Belang waren. Immerhin weicht das Reichsgerichtserkenntnis in diesen Worten von dem natürlichen Sprachgebrauch des Volkes ab. Der Tag der Geburt wird nicht gefeiert; gefeiert werden immer nur die Geburtstage. Seinen ersten Geburtstag feiert man also, nachdem man das erste Lebensjahr zurückgelegt hat.

Beiläufig: Seit wann sind eigentlich überall in unsrer Rechtsprache die schönen Wörter beeidigen, Beeidigung, unbeeidigt u. s. w. eingeführt worden? In Sachsen wurde man früher vereidigt, wie man noch heutigetags verpflichtet wird, aber nicht bepflichtet. Beeidigen kann für den, der noch eine Spur von Sprachgefühl hat, nichts anderes bedeuten, als durch einen Eid bekräftigen, beschwören. Es ist ein Jammer, wie durch solche verkehrte Anwendungen das Sprachgefühl in Verwirrung gebracht wird.



## Litteratur

Das Licht der Welt. Uralters in neuer Gestalt. Von Johannes. Leipzig, Th. Grieben, 1891

Der Verfasser dieses Buches hat sich das Hauptergebnis der Bibelkritik eines tiefsinnigen, geistvollen und unermüdbaren, aber wenig beachteten Forschers, des Dr. Hugo Dellf, angeeignet, nach dem nur das Johannevangelium, dieses aber ganz gewiß, von einem unmittelbaren Schüler Jesu stammen soll. Der heutige Johannes nun, der seinen wirklichen Namen nicht verraten mag, verfolgt mit seinem Büchlein einen doppelten Zweck. Erstens will er eine Evangelienharmonie liefern, eine biblische Geschichte, die die Form der Abtheilung in Kapitel und Verse beibehält, aber die zusammengehörigen Bestandteile der vier Evangelien besser als die gewöhnlichen Bücher dieser Art zu einem wohlzusammenhängenden Ganzen verbindet. Sodann aber will er durch saubre Auscheidung aller vermeintlich spätern Zuthat, zu der er namentlich die Wundergeschichten rechnet, ein getreues Bild Jesu und seine reine Lehre herstellen und dadurch dem wiedererwachten Glaubensbedürfnis der Gebildeten entgegenkommen. Die erste Aufgabe hat er vorzüglich gelöst; litterarisch betrachtet steht sein Werk entschieden über dem der vier Evangelisten, es liest sich sehr gut und wird allen solchen willkommen sein, die gern im Neuen Testament Erbauung suchen, denen aber an den Wundergeschichten nichts liegt und

denen der Bibelbuchstabe nicht heilig ist, jodaß sie sich durch willkürliche Änderungen, wo die subjektive Auffassung des Verfassers solche forderte, nicht verlezt fühlen. Ob es dem Verfasser gelungen ist, auch die zweite Aufgabe zu lösen, wird der Erfolg entscheiden. „Ist's Gottes Werk, so wird's bestehn, ist's Menschenwerk, wird's untergehn.“ Vom Professor Bahrdt angefangen, hat ja schon so mancher Gelehrte die vier Evangelisten ob ihrer Einfalt hart angelassen und ihre Schriften vorn, hinten und in der Mitte gestugt, geglättet und ausgebeffert. Entspricht nun diese neue Hülle des ewigen Lichtes der Welt den Bedürfnissen des deutschen Volkes nicht in höherm Grade als das alte Kleid und dessen bisherige Zustutungen, so wird sich seine Wirksamkeit darauf beschränken, dem Verfasser selbst und einem Kreise von Gesinnungsgenossen Trost, Erquickung und Erleuchtung zu spenden. Wir greifen dem Gottesgerichte des Erfolges nicht vor, wenn wir ein paar Bedenken äußern. Aus jenem Anfange des Johannevangeliums, der die Kirchenväter veranlaßt hat, den vierten Evangelisten als den in die Sonne, d. h. in die Gottheit blickenden Adler zu bezeichnen, nimmt der neue Johannes nur die Verse 6 und 8 auf: „Es war ein Mensch, von Gott gesandt u. s. w.“ Gerade das übrige aber ist von einer gewaltigen, erschütternden Kraft, namentlich der erste Vers: „Im Anfange war das Wort“ und der letzte: „Und das Wort ist Fleisch geworden.“ Es mögen wohl mehr als fünfzig Millionen Christen sein, die diesen Schlußvers täglich kniebeugend sprechen. Vielleicht ist es bloß Aberglaube, zum großen Teil gewiß nur Lippengeplär, vielleicht aber doch auch ein Band zwischen Himmel und Erde. Wir unsrerseits möchten die Verantwortung, möglicherweise ein solches Band zu zerschneiden, nicht auf uns nehmen, möchten den Glauben von Millionen nicht antasten, daß im Anfange nicht der Urnebel oder der Kohlenstoff gewesen sei, sondern das Wort, die Vernumft, und daß dieses Wort Fleisch geworden sei und unter uns gewohnt habe. Die Auferstehung wird nur als eine Phantasie der Magdalena, des hysterischen Weibes, erwähnt. Uns will es nicht in den Kopf, daß die christliche Kirche eine Lüge zum Baugrunde haben sollte („Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel.“ 1. Kor. 15, 17). Der neue Johannes nimmt an, daß dem so sei. Er meint, in dem Schlusssatz des Gleichnisses vom reichen Manne und dem armen Lazarus („wenn sie Moses und die Propheten nicht hören, so werden sie auch nicht glauben, wenn jemand von den Toten auferstünde“) habe sich Jesus geirrt; denn ohne den Glauben der Jünger an Jesu Auferstehung würde seine Lehre nach menschlichem Ermessen untergegangen sein. Wie mir scheint, irrt hier der neue Johannes. Was Jesus meint, ist doch wohl dieses: wer, um sich im Genuß des irdischen Glücks nicht stören zu lassen, vom Jenseits nichts wissen mag und der aus dem Jenseits stammenden Prophetenstimmen nicht achtet, der ist auch durch kein Wunder zu überzeugen. Zu dieser Klasse gehörten aber die Jünger nicht, die an die Auferstehung glaubten. Und noch etwas von untergeordneter Bedeutung! Der neue Johannes meint, das Gleichnis vom Splitter und Balken sei bisher in höchst abgeschmackter Weise mißverstanden worden; wie könne man solchen Unsinn schwätzen von einem Splitter im Auge, auf den der Verwundete erst von einem andern aufmerksam gemacht werden müsse, und gar von einem Balken im Auge! Auge sei im Aramäischen ein häufiges Bild für Brunnen; von Splintern und Balken im Brunnen also, der schon rituellen Vorschriften wegen rein gehalten werden mußte, sei die Rede. Aber Brunnen werden doch wohl gewöhnlich nicht durch Balken, sondern durch Schutt und Unrat verunreinigt, und einen Splitter aus meinem Brunnen brauche ich mir nicht vom Bruder herausfischen zu lassen, das kann ich selbst besorgen. Der Verfasser hätte

schon aus den allerdings meist recht albernen „Kasernenhofblüten“ und von Sprichwörtern wie „aus der Haut fahren“ lernen können, daß der Volksmund über-treibende Redensarten liebt. Im Orient ist das noch viel mehr der Fall. Alle Sprichwörter, die Christus gebraucht hat, und die durch ihn in den Sprachschatz der abendländischen Völker übergegangen sind, stammen aus dem Volksmunde und packten eben dadurch, daß sie, ganz volkstümlich und jedermann vertraut und lieb, in seinem Munde eine höhere Bedeutung annahmen und über das gesellschaftliche und das Seelenleben ein neues Licht verbreiteten. Man denke nur an das „Kamele verschlucken“! Auch das vom Splitter und Balken ist, wie wir von einem Schriftgelehrten erfahren, im Talmud, und zwar an zwei Stellen, nachgewiesen. Man muß selbst schon ein kleines Seh-hindernis vorm oder im Auge haben, wenn man nicht sieht, wie schön und passend das Sprichwort ist. Begründet es doch die Schwierigkeit der Selbsterkenntnis gewisser-maßen physiologisch. Das Auge sieht alles außer ihm; nur sich selbst und was in ihm ist, kann es nicht sehen, und wäre der Gegenstand so groß wie ein Balken und schmerzte er wie ein eingeführter Splitter. Gleicherweise verdirbt unser neuer Johannes auch das Bild vom Nadelöhr durch die Erklärung, daß damit ein kleines Pörtchen gemeint sei, durch das ein Kamel immer noch hindurch kriechen könne. Christus will ja eben nicht die Möglichkeit, sondern die Unmöglichkeit ausdrücken, er will sagen, daß ein Reicher unmöglich ins Himmelreich kommen könne. Auch diese Redensart stammt aus dem Sprichwörter-schatze des Morgenlandes. In einem talmudischen Traktat sagt jemand zu einem andern, der an Wunder glaubt: „Viel-leicht bist du aus der Stadt Pumbeditha, wo sie einen Elefanten durch ein Nadel-öhr gehen lassen“, und ähnliche Redensarten kommen bis nach Judien hin vor. Frühere Gelehrte, die auch nicht wußten, wie das Volk spricht, haben bekanntlich Schiffstau statt Kameel übersezt, und in Papes griechischem Wörterbuche wird die Vermutung ausgesprochen, daß das Wort *Kámuλος* erst aus diesem Mißverständnis der neutestamentlichen Stelle entstanden sei. Das sind unbedeutende, aber doch nicht ganz bedeutungslose Kleinigkeiten. Es ist nicht wahrscheinlich, daß der die Volksseele kenne, der des Volkes Sprache so wenig kennt. Die Unerkennung vieler Gebildeten wird dem Verfasser nicht fehlen; aber dem alten Lichte eine neue Stätte im Herzen des Volkes zu bereiten, wird ihm schwerlich gelingen.

Römische Essays von Ersilia Caetani Lovatelli. Autorisierte Übersetzung. Leipzig, C. Reißner

Das Haus der verwitweten Gräfin Lovatelli in Rom ist bekannt als Sammel-punkt der wirklich besten Gesellschaft; namentlich öffnet es sich gastlich allen Mit-gliedern der aus den verschiedensten Nationalitäten zusammengesetzten Archäologen-kolonie. Zu dieser Gilde sich zu zählen hat die Dame selbst volles Recht, da ihr ihre Arbeiten die Mitgliedschaft der *Accademia dei Lincei* und die Ehrenmitglied-schaft des deutschen Instituts erworben haben. Eine Auswahl solcher Studien, in denen sich das umfassendste Wissen mit schöner Begeisterung für die Heimat eint, liegt uns hier vor und wird gewiß dankbare Leser in Kreisen finden, wo das Interesse für Kunst und Altertum über die Modelaune hinausgeht. Mit Recht sind die Aufsätze in der Übersetzung Essays, nicht Feuilletons genannt worden. Die Abhand-lungen über die Auffassung des Todes, der Liebe und der Ehe, über Schlaf und Hypnotismus, Ffiskultus zc. verlangen aufmerksame Leser, die sich auch nicht die Mühe verdrießen lassen, nachzuschlagen oder nachzufragen, wo mit der Gelehrsamkeit der römischen Patriizierin die eigne nicht Schritt halten kann. Am leichtesten be-freunden werden sich nichtgelehrte Leser und Leserinnen mit der Verfasserin, wenn

fie anstatt mit „Thanatos“ mit den beiden letzten Abschnitten „Monte Pincio“ und „Sonnenuntergang“ beginnen. Der schönen Schilderung des Sonnenuntergangs in Rom ist als Motto der Ausruf Byrons vorangestellt: O, süße Dämmerstunde! Der Inhalt aber verrät die Unbekanntschaft der Südländerin mit dem Begriffe Dämmerung in unsrer nordischen Vorstellung; in der That ist gerade die Aussicht von einem der Höhenpunkte Roms vorzüglich geeignet, den Unterschied zwischen dem langsamen Hinschwinden des Lichts und dem plötzlichen Wechsel von Tag und Nacht zum Bewußtsein zu bringen.

Da Gregorovius durch den Tod verhindert worden war, die versprochene Einleitung zu schreiben, hat Eugen Petersen, früher Professor in Dorpat und Prag, jetzt erster Sekretär des deutschen Instituts, ein kurzes Vorwort geliefert, das über die Person der Verfasserin unterrichtet und bei aller Wärme doch nicht in den gesuchten Stil verfällt, dessen sich in neuester Zeit manche Gelehrten fleißigen, wenn sie sich an einen weitem Leserkreis wenden.

Die vormalig kurhessische Armeedivision im Sommer 1866. Von Julius von Schmidt, Generalleutnant a. D. (1866 Hauptmann im kurhess. Generalstabe). Kassel, bei W. Brunnemann 1892

Noch immer drängen sich Darstellungen der Einzelheiten aus unsern letzten großen Kriegen ans Licht. So auch in der vorbezeichneten Schrift. Sie will zur Anschauung bringen, wie es gekommen sei, daß in der kurhessischen Truppe ein anerkannt braves Heer mit einer alten ruhm- und ehrenreichen Geschichte so klanglos geendet habe. Der Verlauf dieser Sache ist allerdings recht traurig. Kopflos war der Kurfürst in den Krieg mit Preußen hineingerannt. Ebenso kopflos hatte er nicht im geringsten dafür gesorgt, daß seine Truppen nun wenigstens zum Kriege gerüstet seien. Hals über Kopf mußten die Truppen in völlig unvorbereitetem Zustande von Kassel abziehen, um sich im Süden des Landes bei Hanau zu sammeln. Als bald darauf der Kurfürst als Kriegsgefangener abgeführt wurde, war der Kommandirende der Truppen, General von Lohberg, in der größten Not, was er nun mit seinem ungerüsteten Heere anfangen sollte. Schließlich kam mit den übrigen gegen Preußen kämpfenden Heerführern eine Verständigung dahin zu stande, daß sich zwei Schwadronen Husaren der 4. Division des ersten Armeekorps anschlossen, die übrigen Truppen dagegen zur Besatzung von Mainz dienen sollten. Dort blieben sie, bis endlich die Formen gefunden wurden, unter denen sie in die neuen Verhältnisse übergehen konnten. Die erwähnten zwei Schwadronen Husaren nahmen an dem Kampfe bei Aschaffenburg teil und hatten dort (freilich ohne einen Feind zu sehen) mehrere Tote und Verwundete.

Die Schilderung aller dieser, für jedes Soldatenherz höchst schmerzlichen Vorgänge bildet den Gegenstand der genannten Schrift. Bei einer ins einzelne gehenden Geschichte des Krieges von 1866 wird sie nicht übergangen werden dürfen.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. W. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig